



Foto: Wolfgang Abel

Innig, umschlungen und unsterblich – der Hefezopf

Zufriedene Auslaufmodelle

Frauen am Herd und Sonntagsfahrer am Mittwoch

Meine letzte Kolumne, ein „Loblied auf das Mittagessen“, wurde an einem Montag um kurz vor zwölf an die geschätzten Abonnenten versendet. Eine Badische Hausfrau, in norddeutscher Diaspora lebend, antwortete gegen halb eins. Die Kolumne sei ja schön und gut, würde aber die Zubereitung eines Gratins gefährden, das à la minute auf dem Tisch stehen sollte, wenn der Gatte aus seiner Kanzlei nach Hause kommt. Die Aussage wurde endgültig toxisch, als die Leserin zu all dem noch ohne Not einräumte, sie sei ein „Auslaufmodell“, das die Fron am Herd freiwillig leiste und auch genieße.

Ihr Outing verband die mutige Frau mit dem Wunsch, ich könne ja mal was über frohen Herzens waltende Ehefrauen und andere hausgemachte Perversitäten

schreiben. Ich werde dem bei Gelegenheit nachkommen, möchte aber heute daran erinnern, daß es in dieser Kolumne eigentlich regelmäßig um randständige Personen und ihre Absonderlichkeiten geht.

Die einvernehmliche Zubereitung eines Gratins an einem Montagmittag um zwölf und der anschließende Verzehr desselben mit einem Partner anderen Geschlechts, gehört mittlerweile zu einem Sozialverhalten, das zur weiteren Spaltung der Gesellschaft beiträgt. Wobei schon die Technik des Gratinierens nicht mehr in die Zeit paßt. Das mutwillige und energieintensive Nachgaren mit dem Ziel der Etablierung einer kulinarischen Oberschicht über einer aromatisch oft indifferenten Unterschicht (Kartoffeln, Haschee, Schinkennudeln) ist Diskriminierung sui generis, also problematisch zu bewerten. Auch die beim Gratinieren vorsätzlich erzeugten Verbrennungen und Röstaromen passen eigentlich nicht zu einer Haltung, die bereits im Fermentieren oder Schroten von Dinkelkörnern Ansätze einer übergriffigen Aneignung vermutet. Wer gratiniert überschreitet Grenzen.

Auch der Bratenduft, der einst die Häuser in gehobener Wohnlage umschlich, könnte in Kürze als Zeichen häuslicher Gewalt interpretiert werden. Bitte nicht lachen, der Duft des Kaminfeuers hat seine Unschuld schon verloren. Statt dem Knistern im Ofen hört man auch weit draußen auf dem Land immer öfter das Summen der Wärmepumpen. Zu den wenigen Dienstleistern, die noch so regelmäßig wie eh und je zum Hausbesuch kommen, gehören unsere Kaminfegenden. Der schwarze Mann tritt mittlerweile freilich wie ein netter Hybrid aus Energieberater und Beichtvater auf. Er vergibt und motiviert, droht aber auch mit Fristen und Hausaufgaben. Und irgendwann ist der Ofen kalt, in dem die Teller für Gratin und Braten gewärmt wurden.

Wenn der Kaminfeger dereinst im pastellgrünen elektrischen Zweitöner vorfährt und die Feuerklappe gegen Gebühr mit einer Plombe verschließt, geht der Abwehrkampf in seine Endphase. Noch ist der Ofen nicht aus, noch ernten wir Auslaufmodelle die Früchte unseres abweichenden Verhaltens. Wir kultivieren Isolation und Distinktion so gut es geht – und irgendwo geht es immer. Frauen gratinieren bis der Mann kommt, Männer zweiteilen Kapaune zu Ehren der Liebsten, gemeinsam speisen und sündigen auch außerhalb handelsüblicher Öffnungszeiten.

An einem Montag, vielleicht auch am Mittwoch werden wir plötzlich zu Sonntagsfahrern. Die Norm ist keine Grenze, sondern ein Horizont, der animiert. Wir suchen den Ort, an dem das Große und das Kleine eins werden. So entsteht eine Sprache, die nur wir verstehen. So entstehen Gerichte, die es auf keiner Speisekarte gibt. Gratin und Mann, Dialog vom Kapaun an Frau, Oliven und Wein, zur Feier des Tages. Das Glück kommt stets ungeladen zur Mühe des Suchens.